

Prof. Wen-Sinn Yang: „Es gibt keine guten Lehrer, es gibt nur gute Schüler“

Plastisch schilderte Cellist Wen-Sinn Yang im Künstlergespräch der Reihe „Werk & Interpret“ mit Richard Eckstein am 28. Mai 2009 seine berufliche und persönliche Entwicklung hin zu immer mehr innerer Festigung und Distanziertheit. Noch beim weltweit übertragenen „Mauerfall-Konzert“ mit Leonard Bernstein, das ihn oft im Bild zeigte, fühlte er eine bedrückende „Verantwortlichkeit“ für etwaige Fehler der Kollegen („Spielen die vier Hörner zusammen?“). Heute würde er sagen: „Ihr Deppen, spielt zamm!“ Was zeigt, dass er neben seinem hervorragenden, manchmal leicht schweizerisch gefärbten Hochdeutsch die Sprache der bayerischen „Aborigines“ beherrscht, wie er die Ur-Bayern scherzhaft nennt, ebenso wie seine Vorfahren, die „eingeborenen“ Taiwanesen.

Der Professor an der Münchner Hochschule für Musik und Theater, ab Oktober 2009 auch Vizepräsident des Instituts, begegnet seinen Schülern hart in der Sache, jedoch auch einfühlsam und verständnisvoll. Er legt Wert darauf, nicht „kopiert“ zu werden; ermutigt die Studenten, ihren eigenen Weg zu finden. Dazu gehört das Auftreten – wobei auch hier die Individualität aufscheinen muss. Sich selbst nimmt er ganz zurück: „Es gibt keine guten Lehrer, es gibt nur gute Schüler.“

Sein Talent, Musik zu vermitteln, pflegt er allerdings erst seit dem Jahr 2004. Davor stand eine 16 Jahre lange Karriere als Solo-Cellist im Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, als international gefragter Kammermusiker und Solist im Cellofach. Eine starke Bindung bestand zu „seinem“ Orchester, in dem er jahrelang das jüngste Mitglied war. Gemeinsame Konzerterlebnisse schaffen familiäre Gefühle. Wen-Sinn Yang begann unter dem väterlichen Sir Colin Davis, dann folgte neun Jahre lang Lorin Maazel, schließlich der ganz anders geartete Mariss Jansons: „ein Sucher, der immer noch weiter gehen möchte – mit sich,



Foto: Wulfhit-Müller

Beredter Saitenkünstler Wen-Sinn Yang

mit dem Stück, mit dem Orchester.“ Was hat Lorin Maazel so besonders an Wen-Sinn Yang geschätzt? „Ich glaube, ich war sein Typ, habe Kontakt gehalten, war flexibel; habe verstanden und aufgenommen, was er wollte; ging ihm nicht auf die Nerven; wollte und konnte das in den Proben Vereinbarte umsetzen. Er spürte vielleicht auch, dass ich ihn sehr bewunderte.“ Noch immer spielt er aushilfsweise gern im Orchester, vor allem auch bei Opern. Doch unter jetzt anderen Voraussetzungen: Ihm graute ein wenig vor der Vorstellung, dass die Chefdirigenten zwangsläufig immer jünger werden würden. Nun nimmt er die schönen Seiten wahr – und wenn es nervig zu werden beginnt, kann er gehen. Eine neue Solo-CD erscheint übrigens im Herbst.

Wie kommt ein Sohn taiwanesischer Eltern, geboren in Bern und aufgewachsen in Zürich, zum Studium nach Berlin und als Lehrer an die Musikhochschule München? Und welche Rolle spielte dabei das Cello? Wen-Sinn Yang hatte sehr wohl den Gedanken, diesen Weg zu verlassen, als er als Teenager einerseits eine Spielqualität auf den Schallplatten wahrnahm, die er nicht zu erreichen fürchtete, und sich andererseits für revolutionäre Gedanken erwärmte. Sein damaliger Lehrer Clau-

de Starck erzählte ihm in dieser Phase vom Cellospiel für Soldaten im Zweiten Weltkrieg in einem Lazarett im Elsass und von der Dankbarkeit der Verwundeten; dass nicht jeder die Welt verändern könne, dass man aber auf seinem Gebiet das Beste geben müsse. Da ging Wen-Sinn Yang heim und übte weiter.

Die Grundlagen wurden im Elternhaus gelegt. Der Vater hatte eine Affinität zu Deutschland, hatte per DAAD-Stipendium ein Jahr hier studiert und großes Interesse an der deutschen Musik entwickelt. Nachdem Taiwan (früher Formosa, einst japanische Kolonie) 1949 von den Festlandchinesen besetzt wurde, sah er dort wenig Perspektiven. Als Ingenieur trat er in den 1960er Jahren eine Stelle in Bern, später in Zürich an. Mutter und Bruder folgten, der jüngere Wen-Sinn wurde bereits in Bern geboren. Der Vater, sehr begabt, hielt das Bildungsbürgertum hoch, obwohl er selbst aus einfachen Verhältnissen stammte. Um Kammermusik in der Familie zu pflegen, sollte der große Bruder Klavier spielen, der Vater Geige, und für den Kleinen blieb das Cello. So schließt sich der Kreis.

Wen-Sinn Yang besitzt eines wegen ihrer Klangschönheit begehrten Meistercelli von David Tecchler aus dem Jahr 1720. Mit seinem Instrument fühlt er sich innig verbunden. Wenn eine Reparatur ansteht, ist ihm, als stünde ein enger Verwandter vor einer Operation. Für das IBS-Publikum spielte er u. a. aus der ersten Cellosuite von Johann Sebastian Bach das erste Stück, das *G-Dur-Präludium*, auf besonderen Wunsch aus dem Publikum später auch das Menuett sowie die Paganini-Variationen von Hans Bottermund.

Die **Bach-Suiten für Cello solo** Nr. III, C-Dur (BWV 1009), Nr. IV, Es-Dur (BWV 1010) und Nr. V, c-moll (BWV 1011) wird er **am 17. Dezember 2009 in der Allerheiligen-Hofkirche** vortragen.

Gerlinde Böbel